

VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

GEKOMMEN BIST DU, GESEHEN HAST DU, GEHÖRT HAST DU

MEINE RUMÄNISCHEN JAHRE

ANDREAS VARNAI

Teil IV

Mit diesem Wechsel sind wir den Ereignissen nur kurzfristig vorgekommen. Einige Monate später erschien das erste Rassengesetz, das unter anderem besagte, dass jüdische Kinder keine Schule besuchen durften. Als Ausnahme galten die jüdischen Schulen, die zwar nach dem offiziellen staatlichen Lehrplan funktionierten, aber vom Staat nicht mehr anerkannt wurden, das heißt, ihr Recht Zeugnisse zu erteilen verloren hatten. Erschwerend kam dazu, dass in Rumänien nur wenige Städte ein jüdisches Gymnasium besaßen. Zu meinem Glück gehörte Temeswar dazu.

Der Sommer des Jahres 1940 war der eigentliche Anfang der neuen Zeitrechnung. Frankreich wurde überrannt, England widerstand alleine, ohne Verbündeten und es sah so aus, als ob der Krieg zugunsten Deutschlands sich entscheiden würde. Ganz Europa lag Hitler zu Füßen und er machte Gebrauch davon. Er tönte von einer „Neuen Ordnung in Europa“. Rumänien gehörte nach seiner Umorientierung auch dazu, als dessen Folge ich, dank der neuen Rassengesetze, endgültig an die jüdische Schule gebunden war.

Im Sommer war Mutter in Budapest, sie bereitete das Kindermädchen meines Cousins Adam auf ihre große Reise vor, als sie der Familie Beck nach Australien folgte. Wegen des Krieges konnte sie nicht mehr über England fahren, sie reiste mit einem italienischen Schiff aus Genua. Mutter traf irgendwann in der Nacht ein, sie kam mit einem späten Zug, und ich konnte nicht so lange aufbleiben, um sie zu begrüßen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte - es war ein wundervoller Sommermorgen, die Sonne schien durch die Ritzen des heruntergelassenen Rollladens durch - sah ich mit noch halb geöffneten Augen auf dem Tisch neben meinem Bett einen Traum. Eine ganze Armee von Spielsoldaten, viel schönere als die von Bácskai, stand da aufgereiht, Briten in roter Jacke, Bärenmütze und Schottenrock und Indianer, bunt bemalt, für den Kampf gerüstet.

Das nächste Ereignis war der Wiener Schiedsspruch. Um den umstrittenen „Vertrag von Trianon“ - laut dem Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg ganz Siebenbürgen und Banat von

Ungarn zugeteilt bekam - zu revidieren, aber hauptsächlich um Zwist und Unsicherheit zwischen den treuen Verbündeten Ungarn und Rumänien zu sähen, haben Deutschland und Italien in Wien beschlossen, dass Rumänien Nordsiebenbürgen zugunsten Ungarns abtrete. Die Ungarn nannten es "Schiedsspruch", die Rumänen "Diktat". Wir wussten schon im Sommer, dass so eine Entscheidung ansteht, man wusste bloß nicht, wo die neue Grenze verlaufen würde. Es gab ein wochenlanges Rätselraten, westliche Zeitungen veröffentlichten Landkarten mit unterschiedlichen Varianten, und wir haben insgeheim gehofft, dass wir auch nach Ungarn zurückkehren würden. Wir kehrten nicht zurück, blieben bei Rumänien und damit am Leben. Großwardein kehrte an die geliebte Heimat zurück, das war das Todesurteil für unsere Familie. Wir wurden durch eine undurchdringliche Grenze, die für Privatpersonen hermetisch abgeriegelt wurde, bis Ende des Krieges von der restlichen Familie abgetrennt. Sie wurden alle Ungarn, wir sind als einzigen, Rumänen geblieben. Sogar die Briefkontakte waren sporadisch, und die wenigen Briefe, die durchkamen, trugen den großen, schwarzen Stempel der Zensur.

Die spontane Reaktion der rumänischen Studenten der Technischen Hochschule aus Temesvar auf den Wiener Schiedsspruch war der Abriss der Lupa auf der Lloydzeil, als Racheakt gegen den italienischen Staat, dessen Geschenk sie war. Die Logik war ziemlich dürftig, aber wenn man die Beteiligten kannte, nicht überraschend. Das Gesicht der Stadt änderte sich auch, Temesvar wurde rumänischer. Viele rumänische Institutionen aus Klausenburg, Großwardein und anderen Städten, und mit ihnen viele rumänische Intellektuelle, Künstler, Wissenschaftler und Staatsbeamte sind nach Temesvar und in die anderen, bei Rumänien verbliebene Städte, im Süden Siebenbürgens, übergesiedelt. Das hatte auch einige Vorteile. So bekam Temesvar, zum ersten Mal in seiner Geschichte, eine Oper – die rumänische Staatsoper aus Klausenburg.

Die Judengesetze nahmen neue Formen an. Es blieb nicht bei diesem ersten Gesetz, es folgten andere. Juden durften dies nicht, jenes nicht. Jude durfte keine Immobilie besitzen, alle Häuser in jüdischem Eigentum wurden dem Nationalen Zentrum für Romanisierung übertragen. In solchen Häusern durften Juden nicht mehr wohnen. Jude durfte kein Verkehrsmittel besitzen und kein Radio. Wir gaben unser Radio ab und auch mein Fahrrad. Jude durfte kein Angestellter sein, durfte kein Unternehmen besitzen. Nahm man diese Gesetze wörtlich, durften die Juden nur eins - verhungern. In Rumänien aber nahm man nie etwas wörtlich. Das Gesetz besagte nämlich auch, dass der Jude, bevor er seine Stelle aufgab, einen Rumänen als Nachfolger einarbeiten musste. Dieses Einarbeiten dauerte lang, manchmal jahrelang. In Rumänien hatte die Korruption Tradition, mit Geld konnte man so gut wie alles erledigen; die Wohlhabenden haben sich mit ihrem Geld ein wenig Bewegungsfreiheit, ein wenig Normalität erkaufte. Darüber hinaus halfen sie dem Gemeinderat, für die armen Juden, im Rahmen des Möglichen, aufzukommen. So hoffte man, bis Ende des Krieges, mehr schlecht als recht, über die Runden zu kommen. Dieser Gemeinderat führte einen schweren, fast aussichtslosen Kampf für seine Mitglieder, für die Armen, für die Kranken, für die Verschleppten, aber vor allem für das, was allen teurer war als ihr Augapfel - für die Schule.

Der heimliche Antisemitismus trat allmählich aus dem Schatten hervor, wurde offen, publik und offiziell. Er war überall präsent, er verfolgte einen mit der Perseveranz eines tollwütigen Hundes. Man hätte daran zugrunde gehen können, wären wir nicht so gut in der jüdischen Gemeinschaft aufgefangen, die, aufgrund der vielen Jahrhunderte alte Erfahrungen und

Gewohnheiten, uns vor der Außenwelt, so gut es ging, fernhielt und für uns ein eigenes, geborgenes Leben schuf.

Als ich die zweite Klasse im Jüdischen Gymnasium begann, war die Welt noch nicht vollständig zerrissen. Die oben beschriebenen Judengesetze trafen nicht alle auf einmal, sondern mit der Zeit, hintereinander ein.

Im Vergleich zum imposanten Gebäude der Piaristen war die neue Schule unbedeutend klein und war die einzige mir damals bekannte Schule, in der Lehrer und Schüler denselben Haupteingang benutzten. Wie groß und bedeutend dieses Gebäude trotzdem war, habe ich erst im nächsten Jahr erfahren, als man es uns wegnahm und uns auf die Straße setzte. Die Deutschen richteten darin ein Lazarett ein.

Die jüdische Schule war anders als die katholische, ganz anders. Es lag nicht so sehr am Unterricht, der war genauso ernst und verlief nach dem gleichen staatlichen Lehrplan, die Atmosphäre war anders. Sie war weniger steif, der Strebertyp mit spitzen Ellenbogen fehlte gänzlich, oder war sehr rar gesät. Das Verhältnis zu unseren Lehrern war direkter, weniger von formalem Respekt bestimmt. Wir waren nicht auf Höchstnoten erpicht, wir standen nicht in Konkurrenzkampf zueinander, eine Schulklasse bildeten eher so etwas wie eine Kindergemeinschaft. Mit der Zeit wurden wir Freunde. Wir spielten ja auch wie alle normalen Kinder, aber nicht mit Soldaten. Unsere Spiele waren manchmal ziemlich rau und ausgelassen. Wir fochten wilde Kissenschlachten in abgedunkelten Wohnungen zur größten Freude unserer Mütter. Bei Freunden, deren Eltern ein eigenes Haus mit Garten besaßen, spielten wir fantasiereiche Versteckspiele in allen möglichen Varianten.

Wir hatten auch strenge Lehrer, von denen wir Angst hatten, es stellte sich mit der Zeit heraus, dass die strengen Lehrer oft auch die besten waren. Und die guten Lehrer waren auch gerecht. Egal wie streng der Lehrer war, Fragestellen und persönliche Meinung äußern war erlaubt, sogar gefördert. Die meisten Lehrer waren gute Pädagogen, beherrschten ihre Fächer, waren überwiegend gebildete Leute. Unser Lehrer für Psychologie und Philosophie, der stark lispelte und daher den Spitznamen Pifta trug, war ein stadtbekannter Literat, ein ziemlich guter Poet, publizierte unter dem Pseudonym Anavi Ádám. Wir liebten ihn nicht besonders, er hatte kleine Fehler in seinem Charakter. Der Französischlehrer Kardos mochte mich nicht, wahrscheinlich wegen meiner „katholischen“ Vergangenheit, und trug mir am Ende des ersten Vierteljahres – das Schuljahr war in drei Trimestern und nicht in zwei Semestern aufgeteilt – eine Vier, ungenügend - ins Zeugnis. Damals hatte ich schon ein Jahr französischen Privatunterricht hinter mir, so schlecht konnte ich gar nicht gewesen sein. Ich war empört wegen dieser Ungerechtigkeit. Nach kurzer Zeit akzeptierte er mich und meine Noten wurden besser. In unseren Heften stand auf der ersten Seite oben rechts nicht mehr „In nomine Dei“, dafür hatten wir Hebräischunterricht. Zum Glück kannte ich schon die Buchstaben, als Kleinkind habe ich im Gebetsbuch lesen gelernt. Zum Nachholen gab es auch nicht sehr viel, nach einem Jahr waren die Sprachkenntnisse der Klasse nicht besonders weit entwickelt. In der neuen Schule fand ich mich unter Kindern, von denen ich einige von früher gut kannte, andere nicht. Aber es passierte etwas mit mir. Ich fühlte mich plötzlich sehr sicher, sehr ruhig, sehr heimisch. Diese ständige, jeden Juden überall begleitende leichte

Spannung, die zwar keine richtige Angst, aber auch keine interne Ausgeglichenheit war, verschwand. Ich wusste nicht nur, ich fühlte es auch: Hier bin ich zu Hause.

Ein Junge, der zwei Jahre älter, und um einiges größer war – in dem Alter bedeuten im Wachstum zwei Jahre sehr viel – nahm sich meiner an, er war mein Schutzengel. Er hieß György, sein Vater war pensionierter Eisenbahner, der aus seiner Pension seine Familie nie hätte ernähren können; sie wohnten in einer Kellerwohnung mit Zementfußboden. Wir wurden sehr gute Freunde, wir sind es noch immer, obwohl ich inzwischen um einiges größer bin als er. Wir waren nur zwei Jahre zusammen auf der Schule, danach musste er aussetzen und arbeiten, da er der einzige Geldverdiener seiner Familie war. Er war nicht nur mein Freund, er avancierte bei uns zu einer Art Familienmitglied, erledigte alles Mögliche für meine Mutter, und wenn er uns in der Mittagszeit besuchte, blieb er zum Essen. Er war unser György.

In der Außenwelt herrschte um diese Zeit eine Art Scheinruhe. Ein klein bisschen Krieg in Norwegen, ein klein bisschen in Finnland, Deutschland dehnte sich in die eine Richtung aus, Russland in die andere. England kämpfte weiter ohne Verbündeten und stellte sich alleine den deutschen Bombenangriffen; alle meine Hoffnungen ruhten auf Amerika. Ich kann es mir nicht ausmalen was hätte geschehen können, wäre an der Spitze Englands nicht dieser raubeiniger Alkoholiker gestanden, der nie an das Aufgeben dachte, Hitler hasste und sein Volk mit der Versprechung des Unerreichbaren in dieses aussichtslos scheinende Abenteuer mitriss: Churchill. Im November 1940 waren Präsidentenwahlen in Amerika, und alles hing davon ab, wer diese Wahlen gewinnen würde. Sollte Roosevelt gewinnen, wäre alles in Ordnung, Amerika würde uns beistehen. Sollte er nicht, wäre die Lage beängstigend. Am Schicksalsabend saßen wir alle vor dem damals noch vorhandenen Radio und fieberten den Ereignissen entgegen. Der Druck war riesig. Dann kam endlich das erlösende Ergebnis, Roosevelt hat die Wahlen gewonnen. Ich riss sofort etliche Blätter aus meinem Schulheft und malte darauf englische und amerikanische Fahnen, um damit die Wohnung zu tapezieren. Ich war elf. Somit sind für mich die Würfel gefallen, die Zukunft war sicher, Amerika wird für uns den Krieg gewinnen. Seit diesem Augenblick, bis zum Ende des Krieges, hatte ich nie den geringsten Zweifel daran gehabt.

Als Nächstes passierte Erschreckendes in Rumänien. Der General Ion Antonescu wurde Ministerpräsident und Marschall Rumäniens und zwang den König Carol II. ins Exil. Seine Majestät floh mit einem voll beladenen Zug, der für kurze Zeit am Temesvarer Bahnhof zu bewundern war. Wir bekamen einen neuen König, der hieß Mihai und war Sohn des Alten. Antonescu herrschte diktatorisch zunächst im Bündnis mit den Legionären, auch "Eiserne Garde" genannt, eine rechtsextreme, antisemitische Organisation übelster Sorte. Die Herrschaft der Legionäre dauerte nicht sehr lange, aber lange genug um uns Furcht einzujagen. In Bukarest haben sie einige prominente Juden zusammengetragen und am Schlachthof auf Fleischerhaken aufgehängt und in Iasi organisierten sie einen richtigen Pogrom mit vielen Todesopfern. In Temesvar übernahmen sie die Macht auch, sie postierten ihre, in grünen Hemden gekleidete, Leute vor allen größeren jüdischen Geschäften, nicht ohne sie vorher ausgeplündert zu haben. Bei uns haben sie ein Zimmer „requiriert“, und einen jungen Studenten, zuverlässiges Mitglied der Bewegung, einquartiert. Der Student trug auch ein grünes Hemd, hatte ein großes Maul, war ansonsten harmlos, führte politische Diskussionen sogar mit mir, wollte mich von seiner Wahrheit überzeugen. Ausgerechnet mich! Vater kam nach Hause aus dem Geschäft, voll beladen mit

Sachen, von denen er meinte, dass sie unverzichtbar wären im Falle einer längeren Belagerung: eine ganze Stange ungarische Salami, verschiedene Konserven, Salz, Öl. Danach haben wir noch lange Zeit Salami gegessen. Paradoxerweise waren es die Deutschen, die dem ganzen Spuk ein Ende bereiteten. Deutschland befand sich im Krieg, brauchte ein ruhiges Hinterland, aus dem es alles, von Erdöl bis Getreide, sich in aller Ruhe holen konnte. Dafür war diese Bande aber zu chaotisch, man musste sie loswerden.

Es lag Schnee auf den Straßen, als die Deutschen kamen, man sah die Spuren der Ketten der Truppentransporter, sie überquerten die Stadt von Norden nach Süden. Sie kamen nach dem gewonnenen Feldzug in Frankreich, das sah man an den niedrigen, lang gestreckten Citroëns, geduckt wie Katzen beim Mäusen, worin die Herren Offiziere saßen. Es gab auch englische Lastwagen, vermutlich aus der Beute bei Dunkerque. Sie waren viele, sie waren motorisiert, so viele unbekannte Autos waren ein aufregendes Ereignis für Jungs, die schon in frühem Kindesalter sich für Motoren erwärmten. Wir buchstabierten die Kennzeichen - WH stand darauf, ich fand schnell heraus, das kann nur "Wehrmacht - Heer" bedeuten. Die deutschen Kinder sagten dazu: "Walachische Hilfe".

Sie benahmen sich diskret, dominierten das Straßenbild nicht, man sah sie manchmal einzeln oder paarweise, meistens mit Paketen in den Händen, sie waren dabei, Rumäniens Fülle an Lebensmitteln zu entdecken. Einer sagte mir, er hätte einen Deutschen auf der Straße gesehen, mit einem schwarzen Band am Ärmel, darauf drei Buchstaben: WWJ. Das heißt, sagte er, "Wirtschaftlich Wertvoller Jude". So schlimm kann es gar nicht sein, sie nehmen sogar Juden in die Wehrmacht.

Sie kamen eigentlich für einen anderen Zweck, sie wollten den gesamten Balkan unter ihre Herrschaft bringen, aber wenn sie schon hier waren, konnten sie bei dieser Gelegenheit auch unsere Legionäre erledigen. Dem Theater gegenüber, wo die legionärische Elite ihre Versammlung hielt, stellten sie eine Kanone und forderten sie auf, binnen einer halben Stunde das Gebäude zu verlassen, sonst wird geschossen. In einer halben Stunde war das Theater leer. Die Legionäre wurden verjagt, Antonescu, Oberbefehlshaber der Armee und Hitlers treuer Gefolgsmann, verriet seine ehemaligen Kumpanen von der Legion und riss die ganze Macht an sich. Unseren Studenten wurden wir auch los. Es herrschte wieder Ordnung, die Wehrmacht verließ aber bis Ende des Krieges nicht mehr das Land. Deutsche Soldaten gehörten immer mehr zum Bestandteil des Straßenbilds, mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Die Legionäre waren nur für kurze Zeit an der Macht, für Pogrome und Judenmorde in Bukarest und Iasi hat es aber gereicht.

Reisen durften die Juden auch nicht, nur mit Sondergenehmigung, erteilt nach guter alter rumänischer Sitte anhand von Schmiergeld. Für uns war das nicht mehr so wichtig wie früher, wir hatten kein Reiseziel mehr.

Den *Előre* hat man auch geschlossen, Juden durften keinen Sport treiben. Das städtische Schwimmbad war für uns auch verboten. Eigentlich durften wir gar nichts mehr, und trotzdem, Kino und Opernbesuch waren merkwürdigerweise möglich. Am Kino hatten wir keinen großen

Spaß mehr, die Filme kamen hauptsächlich aus Deutschland und Italien. In der Stadt gab es mehrere Kinos, fast alle in privater Hand, nur das größte, Kapitol, war staatlich. Das Kapitol hat schon viel früher als die anderen, keine amerikanischen oder englischen Filme mehr gezeigt. Ich habe es mir geschworen, wenn der erste amerikanische Film im Kapitol läuft, dabei zu sein. Nachdem alle Kinos nur noch deutsche und italienische Filme zeigten, blieb uns kaum was anderes übrig – deutsche Filme schauten wir uns nicht an, es blieben nur die Italiener. Davon gab es viele, alle von miserabler Qualität, entweder seichte Komödien, larmoyante Schnulzen oder Sandalenfilme übelster Sorte. Einen Vorteil hatten sie: Man konnte dabei italienisch lernen. Wir haben die Filme zwar nicht verstanden, doch die Melodie der Sprache blieb uns im Ohr haften.

Die allergrößte Attraktion war die Oper. Sieben Jahre lang, bis ich 1947 Temesvar verließ, war ich regelmäßiger Besucher, sozusagen Stammgast der Oper. Es war kein besonders großartiges Ensemble, Mozart und Wagner spielten sie nicht, aber das italienische und teilweise französische Repertoire war sehenswert. Ich habe das Theater geliebt, den Saal im Halbdunkel, das Glitzern der vergoldeten Wanddekoration, das Weinrot der Plüschbezüge, die Schattengestalten im Orchestergraben, die Kostüme der Schauspieler, diese eigenartige Traumwelt auf der hell erleuchteten Bühne, die ich mithilfe der Musik betrat, wenn der Vorhang sich erhob, und darüber in großen Lettern stand:



MUNDUS SCENA - VITA TRANSITUS
VENISTI, VIDISTI, AVDISTI

„Die Welt ist eine Bühne – Das Leben ein Durchgang
Gekommen bist du, Gesehen hast du, Gehört hast du.“

Man benutzte die gängige Kurzform *avdisti*, statt der korrekteren *avdivisti*.
Die Oper hat uns für vieles entschädigt, das uns in diesen düsteren Jahren entgangen war.

Vater hatte Magengeschwür. Er war zu Hause ständig auf Diät gesetzt, unser oft langweiliger Speiseplan spiegelte seinen Gesundheitszustand wieder: Hühnerfrikassee, Hühnerklein mit Reis, leichte Suppen, Soufflés. Er tat so, als ob ihm das schmeckte, aß aber sehr wenig. Bis eines Tages Mutter dahinter kam: Auf dem Heimweg aus dem Geschäft kehrte er beim „Spieluhr“ ein, ein kleines aber feines Restaurant, und bestellte sich ein „Zonapörkölt“ – eine kleine Portion Kalbsgulasch. Diese Eskapaden nahmen ihr jähes Ende, nachdem an der Tür von „Spieluhr“ ein Schild erschien, mit dem Text: "**JUDEN UNERWÜNSCHT**".

Das machte Schule, allmählich erschienen solche Schilder in den Schaufenstern vieler deutschen Geschäften. Vieler, aber nicht aller.

Nachdem der Legionärsaufstand niedergeschlagen war, wuchs die Anzahl der deutschen Soldaten ständig. Sie bereiteten sich für den nächsten Überfall, diesmal gegen Jugoslawien, vor. Im April war es dann so weit, diesmal fand der Krieg ganz in unserer Nähe statt. Eines Tages erschien ein jugoslawisches Flugzeug, mit einem verwegenen, wenn nicht gar verrückten Piloten über Temesvar, und warf eine einzige Bombe, irgendwo auf einem freien Feld ab. Es war eine völlig sinnlose Tat, wir fassten aber Hoffnung, für uns hatte sie eine symbolische Bedeutung.

In zwei Wochen war dieser Krieg auch zu Ende, es gab kein Jugoslawien mehr. Man brachte jugoslawische Kriegsgefangene nach Temesvar, sie waren in einem großen, mit Stacheldraht umzäuntem Lager am Rande der Stadt untergebracht. Sie wurden von jungen Schwabenburschen bewacht, alle in schwarzen SS Uniformen gekleidet. Damit haben sie ihre Verbundenheit mit dem Reich kundgetan. Rund um den Zaun sammelten sich Serben und Juden - ich auch – und warfen Lebensmittel und Zigaretten über den Zaun. Damit drückten wir unsere Verbundenheit aus. Mit wem? Mit allen, die so fühlten wie wir, welche die gleiche Hoffnung hatten.

Nach Besetzung Jugoslawiens entstand in Belgrad ein deutscher Soldatensender, er strahlte stündlich neue Luftlagemeldungen aus. Um zu erfahren, ob ein Fliegeralarm zu erwarten war, hörte ihn jeder, unabhängig von nationaler und religiöser Zugehörigkeit. Der Sender spielte immer das gleiche deutsche Soldatenlied, es war sein eigenes Markenzeichen: Lili Marlen. Oh, wie ich dieses Lied hasste!

In Juni war die Schule zu Ende, die Sommerferien standen vor der Tür. Kein *Előre*, kein Großwardein, kein Komádi. Am Zweiundzwanzigsten, es war ein warmer, wolkenloser Sommertag, ich war gerade auf der Straße unterwegs, fingen die Glocken plötzlich an zu läuten, Polizeiautos rasten durch die Stadt, die Polizisten riefen aus den fahrenden Wagen der Menschen zu: „Niederknien, der Heilige Krieg gegen den Bolschewismus hat begonnen!“

Der Überfall auf die Sowjetunion hat mich verwirrt, mein Wertegefüge durcheinandergebracht. Die Russen, nach Unterzeichnung des Vertrages, galten als Verbündete der Deutschen, gehörten demnach ins Lager der Bösen. Das umso mehr, dass sie das kleine, tapfere, von jedem sympathisierte, finnische Volk überfallen haben, und zu unserer großen Freude, als Goliath, vom

finnischen David ständig Prügel bezogen. Sogar die Westmächte, England und Frankreich unterstützten damals die Finnen. Und nun dieses! Anscheinend reichte meine politische Aufklärung aus Radio und Tagespresse nicht aus, um diese Wende zu verstehen.

Unsere rumänischen Helden kämpften Seite an Seite mit ihren deutschen Waffenbrüdern gegen die teuflischen Bolschewiken, um ihr heiliges rumänisches Land: Bessarabien. Es gab in diesen Tagen alles, was dazugehört: Glockengeläut, Fahنشwenken, große Reden und vor allem, Judenhetze. Damals habe ich zum ersten Mal auf offener Straße Prügel bezogen. Die Restlichen folgten nach. Es war ein klassischer Fall von Dilemma: Wenn ich meine Uniformmütze und das Kennzeichen der Schule an meinem Arm trage, werde ich als Jude erkannt und verprügelt. Trage ich sie nicht, begehe ich ein schweres Vergehen, könnte bestraft, sogar der Schule verwiesen werden. Die Lösung dieser Situation überstieg meine Fähigkeiten, ich trug mein Kennzeichen weiter und wurde weiter verprügelt. Von wem? Von anderen Jugendlichen, meistens zwei-drei Jahre älter, dementsprechend größer und stärker, die aber, um kein überflüssiges Risiko einzugehen in der Regel in größeren Gruppen agierten. Man hatte aber die Wahl, ob man von einer deutschen, oder von einer rumänischen Gruppe verprügelt werden wollte. Ich bin auch oft verprügelt worden, einmal erlitt ich einen Nasenbeinbruch, der nie richtig zusammengewachsen war. Damit zahlte ich aber einen sehr niedrigen Preis für all das, wovon ich verschont geblieben bin.

Es bildeten sich regelrechte professionelle Schlägergruppen, wir kannten sie, es waren fast immer dieselben. Sie gingen streng aufgeteilt nach Nationalitäten vor, sie mischten sich nicht untereinander, bis auf eine einzige Ausnahme: die Italiener. Sie waren zu wenige, um selbstständig zu operieren, deswegen schlossen sie sich größeren Einheiten an, angeführt von einem gut aussehenden, großen blonden Jungen, dem Sohn des italienischen Konsuls. Eins musste man diesen Kerlen lassen: Sie waren keine Proleten, sie waren meistens Gymnasiasten, wie wir. Eigentlich waren diese Schlägereien meine einzigen persönlichen Kontakte mit dem konkreten, an der eigenen Haut erlebten Judenhass. Vom sogenannten „Volksantisemitismus“ habe ich damals persönlich kaum etwas mitbekommen, wahrscheinlich dank der immer hermetischer werdenden sozialen und nationalen Schränke, wodurch wir keine unmittelbaren Kontakte außerhalb unserer eigenen Gemeinde mehr hatten, bis auf die mit Straßenbahnschaffnern, Verkäufern, Friseuren oder Marktfrauen, die verliefen, wie früher, normal, ohne Andeutungen oder Beschimpfungen. Wir lebten in der Stadt, wir wussten nicht, wie das Volk auf dem Lande fühlt und denkt. Einmal aber, als unsere – diesmal deutsche – Peiniger, uns wieder durch die abendlichen Straßen jagten und prügelten, marschierte zufällig eine Kolonne Soldaten vorbei. Sie waren, wie in Rumänien üblich, Bauernjungen vom Lande. In unserer Verzweiflung mischten wir uns, Schutz suchend, unter sie. Ich weiß nicht, ob sie wussten, wer wir sind, geschützt haben sie uns trotzdem.

Ungefähr zu dieser Zeit habe ich mir zum ersten Mal die Fragen gestellt, welche die Menschen sich schon immer stellten, seitdem sie sich ihrer selbst bewusst geworden sind. Wer sind wir, woher kommen wir, wo befinden wir uns, wer hat das alles gemacht? Die Frage, die ich mir stellte, war – was ist diese Welt, in der ich lebe, wie ist sie in Wirklichkeit beschaffen? Darüber war ich im

Klaren, dass es die Welt nur so lange gibt, solange ich sie in irgendeine Form wahrnehme. Sehe ich, höre ich, rieche ich, betaste ich sie nicht, kann mir niemand garantieren, dass die Welt auch außerhalb meiner Wahrnehmung vorhanden ist. All das, was ich über die Welt höre, lese, sehe, in Erzählungen, Büchern, Filmen, Radio, bedeuten noch lange nicht, dass sie die Wirklichkeit wiedergeben. Was, wenn jemand, von mir aus sogar ein höheres Wesen, diese Fiktion nur mir zuliebe inszeniert? Was, wenn die Welt, wenn ich sie nicht wahrnehme, zum Beispiel in der Nacht, wenn ich schlafe, sich zu Ruhe legt, oder sich auflöst, damit am nächsten Morgen, wenn ich wieder wahrnehmungsfähig bin, sich wieder zum Dienst meldet?

Ich glaube, diese Spekulation diene hauptsächlich dazu, mir selbst über die immer böser werdende Wirklichkeit, eine plausible Erklärung zu liefern. Wenn es die Welt gar nicht gibt, ist alles, was darin geschieht, auch nur vorgetäuscht. Schon morgen vielleicht könnte die Spielleitung die Regeln ändern und ab sofort wird alles wieder gut.

Diese Frage konnte ich nie lösen, bis zum heutigen Tage nicht. Aber jetzt beschäftigt sie mich lange nicht mehr.

Existiert die Welt, oder existieren so viele Welten, wie viele Menschen es gibt, hat jeder seine eigene Welt vorgestellt bekommen? Ich habe den Gedanken noch weiter gesponnen – gibt es einen Gott, oder existieren so viele Götter, wie viele Menschen es gibt? Trägt nicht jeder seinen Gott in sich, in seiner Seele, ist er nicht ein Produkt seines eigenen Moralverständnisses und kleidet ihn nicht jeder mit den Eigenschaften seines eigenen Geschmacks und Fantasie, Erziehung und Tradition? Und zum Schluss meinen dann die Menschen, sie verehrten alle denselben Gott. Den, der dich liebt und deinen Nächsten hasst. Oder umgekehrt. Nicht Gott hat den Menschen erschaffen, sondern der Mensch Gott. So sahen damals meine pubertären Fantasiespiele aus, irgendwann habe ich sie vergessen. Jetzt, während ich in meiner Vergangenheit wühle, erinnere ich mich wieder daran.